

Leseprobe aus:
Drevenkar
Kai zieht in den Krieg



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2022 Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

HANSER



Die Welt ist, wie sie ist.
Die Welt dreht sich, wie sie will.
Sie kennt keine Regeln.
Und wenn die Welt so ist, wie sie ist,
und wenn die Welt keine Regeln kennt,
dann ist alles möglich,
dann ist alles machbar.



Kai und sein Großvater machen fünf Schritte in den Garten, dann machen sie zehn Schritte. Nach fünfzehn Schritten weicht der Sommer, nach zwanzig Schritten bricht der Herbst an und ein paar Krähen erheben sich meckernd aus den Baumwipfeln. Es wird kühl und die Sonne strahlt nur noch mit halber Kraft. Auch die Blätter reagieren auf den Wechsel der Jahreszeit, verfärben sich und fallen herab, selbst das Gras verliert sein leuchtendes Grün und neigt seine Halme dem Boden entgegen.

»Gut, dass ich meinen Wintermantel trage«, sagt Opa.

Nach fünfzig Schritten haben sie den Garten durchquert und stehen auf einem Feldweg, der sich in die Landschaft hinaus-

schlängelt, als wüsste er nicht genau, wo es langgeht. Opa ist unwohl. Er fühlt sich genau wie der Feldweg und wünscht sich, er wäre im Bett geblieben. Kai dagegen schreitet entschlossen voran, sodass ihm sein Großvater folgen muss.

Das Laub segelt an ihnen vorbei und die Wolken drehen sich am Himmel, als würde eine unsichtbare Hand sie jonglieren. Für Kai und Opa ist es, als wären sie in einem herbstlichen Traum gelandet, nur dass es kein Traum ist – ihre Fingerspitzen sind eisig, das Laub raschelt zu ihren Füßen und der Frost kneift in ihre Ohrfläppchen. Wohin sie auch schauen, jegliche Spuren des Sommers sind verschwunden. Auch die Stadt hat sich mit dem warmen Wetter verzogen und alle Menschen mitgenommen, nicht ein Auto ist zu sehen. Da ist nur noch der Feldweg, dem Kai und Opa folgen und der sie zu einer Villa führt, die im Schatten einer gewaltigen Kastanie auf sie zu warten scheint.

»Da wollen wir hin?«, fragt Opa.

»Da wollen wir hin«, antwortet Kai.



Vor der Eingangstür der Villa angekommen, rückt Opa seine Bibernütze zurecht. Er muss zugeben, er ist beeindruckt.

»Erkennst du irgendwas wieder?«, fragt Kai.

Opa studiert die Fassade, er tritt mit dem Stiefel vorsichtig gegen den Türrahmen, als wollte er prüfen, ob das Holz was taugt, dann schüttelt er den Kopf. Nein, er erkennt nichts wieder.

»Klopfen oder klingeln?«, fragt er.

»Keins von beiden«, antwortet Kai und drückt die Türklinke herunter.

Die schwere Eichentür schwingt nach innen auf und sie treten ein. Mit einem Windzug schleicht ihnen ein Kastanienblatt hinter-

her und bleibt wie ein verlorener Handschuh auf dem Marmorboden liegen. Die Tür fällt wieder ins Schloss, der Wind ist ausgesperrt, sie lauschen. Kai war zwar noch nie hier, aber ihm ist alles vertraut, er glaubt sogar, den Geruch der Villa wiederzuerkennen.

»Da brennt was«, sagt Opa.

Sie folgen dem Knistern und betreten einen großen Saal. Die Vorhänge sind zugezogen, nur hier und da fällt ein schmaler Splitter Tageslicht auf das Parkett und bringt das Holz zum Leuchten. In einer Ecke des Saals brennt ein Kaminfeuer, in einer anderen Ecke steht ein Klavier und die Regale sind bis obenhin mit Büchern gefüllt. Zwischen den Regalen hängen mannshohe Gemälde – ein Pferd ohne Reiter, eine Brücke, unter der ein Boot durchfährt, eine Landschaft mit einer Windmühle, und auf einem Gemälde ist nur eine Schale mit Obst zu sehen.

Kai und Opa wärmen ihre Hände an dem Feuer. Und wie sie da so stehen und Opa gerade fragen will, wo sie denn hier gelandet sind, öffnet sich eine Tür und eine Frau betritt den Saal. Sie hat ein Wollkleid an, das über den Fußknöcheln endet, sodass Kai und Opa sehen können, dass sie keine Schuhe trägt. Das Haar der Frau ist hochgesteckt und sie schiebt einen Kinderwagen vor sich her, dessen Räder über das Parkett schnurren wie vier Katzen, die man am Nacken krault.

Opa will was sagen, aber die Frau kommt ihm zuvor und hält sich den Zeigefinger an die Lippen. Opa hat still zu sein, Opa ist still. Die Frau stellt den Kinderwagen in der Saalmitte ab, ehe sie sich umdreht und wieder davongeht. Erst als sie den Saal verlassen und die Tür sich hinter ihr geschlossen hat, wagt es Opa zu sprechen.

»Wer war denn das?«, flüstert er.

»Keine Ahnung«, flüstert Kai zurück.

»Und wo sind wir hier?«

»Mensch, Opa, das war mal dein Zuhause.«

»Mein Zuhause?«

»Hier bist du aufgewachsen.«

»Ach.«

»Erkennst du denn gar nichts wieder?«

Opa schaut sich um und schüttelt den Kopf.

»Dein Urgroßvater hat diese Villa gebaut«, spricht Kai weiter.

»Ach.«

»Deine ganze Familie kommt von hier. Schau, da sind sie alle.«

Opa erschrickt, als Kai hinter ihn zeigt. Für einen Moment glaubt er, seine Familie hätte sich in seinem Rücken versammelt. Er dreht sich um und ist erleichtert. Kai zeigt nur auf ein Gemälde. Neunzehn Menschen haben sich unter den wuchtigen Ästen der Kastanie versammelt. Im Hintergrund ist die Villa zu sehen.

»Der Mann in der Mitte mit dem Schnurrbart ist dein Vater«, spricht Kai weiter, »und die Frau mit dem weißen Schal, das ist deine Mutter. Die Mädchen links und rechts von ihr sind deine Schwestern. Der Rest sind Verwandte, Cousinen und Cousins.«

»Und wo bin ich?«, fragt Opa.

»Hier drin«, sagt Kai und tritt an den Kinderwagen.

Opa kommt näher und schaut rein. Das Baby trägt einen blauen Strampelanzug und hat die Augen geschlossen. Es schläft so tief, wie man es sich von einem Baby wünscht.

»Das bin ich?«, fragt Opa irritiert.

»Das bist du vor hundert Jahren.«

»Mh, süß bin ich ja nicht gerade.«

»Nicht wirklich«, gibt Kai zu.

»Ich sehe aus wie ein alter Mann, der sich als Baby verkleidet hat.«

Und wie sein Großvater das sagt, kichert Kai los und auch Opa kichert, dann werden sie wieder ernst, als Opa hinzufügt:

»Warum sind wir hier, Kai?«

»Weil hier alles beginnt. Spitz mal die Ohren, kannst du es nicht hören?«

Opa spitzt die Ohren.

»Ich hör nur das Knacken des Feuers«, sagt er.

»Wart's ab, gleich passiert es.«

Und wie Kai das sagt, erklingt aus der Ferne ein Rumoren, dem ein Donnern folgt, das durch den Boden wandert und bis in die Schuhsohlen zu spüren ist. Erst als das Donnern wieder verklingt, wagt es Opa zu fragen:

»Was passiert gleich?«

»Gleich bricht der Krieg aus.«

Opa weicht einen Schritt zurück.

»Einfach so?«

»Nein, natürlich nicht einfach so.«

Kai tippt sich an die Nase.

»Du wirst einmal niesen, *dann* erst ist Krieg.«

Opa lacht.

»Das ist Unsinn.«

»Nee, kein Unsinn, Opa, es ist wahr. Ich würde doch nicht lügen.«

»Warum nicht?«

»Weil ich dein Gedächtnis bin, ein Gedächtnis lügt nicht.«

Kai breitet die Arme aus und zeigt um sich.

»Glaubst du wirklich, ich habe mir das alles ausgedacht? Es ist genau so, wie du es mir erzählt hast. Jedes Detail stimmt, Opa, aber wirklich jedes. Ich weiß, welche Pelzstola deine Mutter am Sonntag getragen hat, was für Lieder deine Schwestern am liebsten sangen und wo ihr euch in der Villa versteckt habt. Ich kenne

sogar alle Gerichte, die eure Köchin besonders gerne kochte. Du hast mir so viel von dieser Villa erzählt, dass es sich anfühlt, als wäre ich hier schon zu Besuch gewesen. Siehst du das Muster der Tapeten? Siehst du die hohen Fenster? Oder riech mal, wie es hier duftet.«

»Es duftet gut.«

»Glaubst du denn, ich würde mich falsch erinnern?«

»Ich denke nicht«, sagt Opa.

»Na, siehst du.«

»Aber ...«

Opa hebt ratlos die Schultern.

»... der Krieg kann doch nicht ausbrechen, nur weil ich niese.«

»Natürlich nicht«, sagt Kai. »Der Krieg bricht aus, weil die Menschen nun mal so sind, wie sie sind, und weil sie sich verhalten, wie sie wollen. Sie kennen keine Regeln. So hast du es mir immer erklärt, Opa. Und wenn die Menschen so sind, wie sie sind, und wenn sie keine Regeln kennen, dann reicht das Niesen eines Babys und alles kommt durcheinander.«

»Aha, so ist das also.«

»Genauso ist es.«

Sie schauen auf das Baby, das unbeeindruckt weiterschlämmt.

»Das kleine Ding sieht nicht aus, als würde es niesen wollen«, stellt Opa fest.

»Nee, nicht wirklich«, gibt Kai zu. »Vielleicht müssen wir es wecken, damit es ...«

Kai verstummt, weil das Baby plötzlich tief einatmet.

»Es hat dich gehört«, flüstert Opa.

»Meinst du?«, flüstert Kai zurück.

Das Baby kneift das Gesicht zusammen, seine Wangen werden

feuerrot und dann schießt ein knallendes Niesen aus seiner winzigen Nase. Kai und Opa schrecken zurück. Im selben Moment knistert die Luft im Saal und dann ist eine Stimme zu hören. Sie scheint von überall herzukommen und erinnert an eine Radioansage, die eine Ewigkeit durch den Äther gereist ist, um an diesem einen Tag in der Villa ausgestrahlt zu werden.

»Das Unfassbare ist geschehen, meine Damen und Herren«, schallt es durch den Saal. »Die Welt hält den Atem an. Jahrzehntelang haben wir uns vor diesem Tag gefürchtet und jetzt ist er da. Ich sage es mit Trauer in der Stimme: Der Krieg ist ausgebrochen. Die ersten Flugzeuge sind in der Luft, die Panzer haben sich in Bewegung gesetzt und die Schlachtschiffe sind auf Kurs. Wir werden ...«

Krrrrcchhhch.

»... in den nächsten Stunden ...«

Krrrrcchhhch.

Das Knistern wird lauter, die Stimme unverständlicher und dann jagen Flugzeuge über die Villa, das Knallen von Kanonen ist zu hören und es klingt, als würde sich ein Gewitter über das Land wälzen und die Erde zum Beben bringen. Ehe Kai und Opa reagieren können, schreit das Baby los. Opa hält sich die Ohren zu, Kai packt den Kinderwagen und fährt eine große Runde durch den Saal, bis das Schreien des Babys verstummt ist. Danach kehrt auch draußen wieder Ruhe ein – kein Donnern, keine Flugzeuge, kein Knallen von Kanonen.

»Vorbei?«, fragt Opa.

»Nee, das war erst der Anfang«, antwortet Kai.

Sie sehen auf das Baby runter, das sich einen Zipfel der Decke in den Mund geschoben hat und darauf herumkaut.

»Also war ich noch ein Baby, als Krieg war«, sagt Opa.

»Und ein Kind und ein Jugendlicher und ein Erwachsener«, sagt Kai.

Opa schaut verdutzt. Er versteht gar nichts mehr.

»Wie lange hat denn dieser Krieg gedauert?«, fragt er.

»Zweiunddreißig Jahre.«

Da muss sich Opa erst mal am Kinderwagen festhalten.

Seine Knie sind ganz weich und der Mund zittert.

Zweiunddreißig Jahre sind ja ein ganzes Leben, denkt er.



Jetzt sitzt ihr bestimmt ratlos da und blättert in den Geschichtsbüchern und wundert euch, welcher Krieg das wohl gewesen ist und in welchem Land er stattgefunden hat. Es ist kein Krieg, den ihr kennt. Es ist ein Krieg, der immer und überall passieren kann und für uns nur in dieser Geschichte passiert. Einer Geschichte voller Helden und Feiglinge. Und einer dieser Helden sagt jetzt:

»Wie alt war ich denn, als ich in den Krieg zog?«

»Rate mal«, sagt Kai.

»Achtzehn?«

»Jünger.«

»Sechzehn?«

»Jünger.«

Opa hat einen dicken Kloß im Hals.

»Jünger als sechzehn?!«, fragt er.

»Du hast dich an deinem vierzehnten Geburtstag freiwillig zur Armee gemeldet«, sagt Kai. »Deine Mutter hat eine Woche lang geweint. Sie dachte, sie sieht dich nie wieder. Dein Vater aber war furchtbar stolz. Er hat dir ...«

»... ein Messer geschenkt!«, spricht Opa weiter und beugt sich vor und schlägt sich plötzlich mit beiden Händen auf die Ober-

schenkel und lacht laut auf, weil die Erinnerung wieder ein Kind aus ihm macht: »Ich erinnere mich, Kai, hörst du, ich erinnere mich. Ich ... ich sehe meinen Vater vor mir, wie er seine Krawatte zurechtrückt. Auch meine Mutter und ihre Hände kann ich sehen. Sie waren ganz weich und dufteten nach Lavendel. Und wenn ich nicht schlafen konnte, legte sie ihre Hände auf mein Gesicht. Und zwar so ...«

Opa legt sich beide Hände auf die Wangen.

»... und sie sagte: *So fühlt es sich an, wenn dich ein Engel umarmt.* Im Vergleich dazu waren die Hände meines Vaters ganz rau. Er war ein ...«

Opa rutscht aus der Spur und sucht in seinem Kopf.

»Bildhauer«, kommt ihm Kai zu Hilfe.

»Richtig, ein Bildhauer.«

Opa sieht Kai anerkennend an.

»Du bist ein wirklich gutes Gedächtnis«, sagt er.

»Danke, Opa.«

»Weißt du vielleicht auch, wie ich mich jetzt fühle?«

Darüber muss Kai nicht lange nachdenken, er kann Opa die Gefühle vom Gesicht ablesen, als würden sie dort in Leuchtbuchstaben stehen.

»Traurig und froh zugleich«, sagt er.

Opa nickt, genauso fühlt er sich. Traurig und froh zugleich, denn er erinnert sich jetzt in aller Klarheit an die Villa und seine Eltern und die Namen seiner Schwestern. Er ist mit einem Mal wieder vierzehn Jahre alt. Es ist ein Gefühl, als hätten sich mit einem Schlag alle Fenster in seinem Inneren geöffnet. Es herrscht Durchzug, und ehe Opa den Moment genießen kann, erklingt von draußen der Marschschritt von Stiefeln, Befehle werden gebrüllt, Lastwagen hupen.

»Das klingt nicht gut«, sagt Opa.

»Das klingt wie Musik«, widerspricht ihm Kai und tritt aufgeregt an eines der Fenster. »Ich dachte schon, sie kommen nie.«

»Und wer kommt da, bitte schön?«

»Mensch, Opa, deine Kompanie.«

Opa sieht Kai ratlos an.

»Welche Kompanie?«

»Heute ist ein großer Tag für dich«, spricht Kai weiter, »denn heute lernst du deine Kameraden kennen und ich bin doch wahr und wirklich mit dabei, stell dir das mal vor!«

Kai zieht den Vorhang auf, sanftes Herbstlicht scheint von draußen herein. Opa hat einen Garten erwartet, aber vor dem Fenster breitet sich eine Wiese aus und auf der Wiese haben kreuz und quer über zweihundert Soldaten ihr Lager aufgeschlagen. Sie plaudern, sie trinken aus Feldflaschen, rauchen und schauen in die Wolken, als würden sie Regen erwarten. Ihre Uniformen sind noch sauber, ihre Gesichter sorglos. Die Soldaten der 52. Kompanie sind durchweg jung und noch weit entfernt davon, Männer zu sein, aber Kai weiß, das wird sich bald ändern.

»Da sind sie alle«, sagt er aufgeregt und zeigt. »Siehst du den langen Lulatsch, der neben dem Zelt steht? Das ist Lasse Larson. Neben ihm sitzt der Dicke Tobi und kaut auf einer Wurst herum, die er von zu Hause mitgebracht hat. Und siehst du den Blondnen, der sich das Haar kämmt, als müsste er sich unbedingt schick machen? Das ist Axel Moosbach, und neben ihm sitzt sein Zwillingbruder Uwe Moosbach und hat den Scheitel in die andere Richtung gekämmt, damit man die beiden unterscheiden kann. Und der mit dem Turban, das ist Badu Mirim Madan der Verrückte, den du ---«

»Junge«, unterbricht ihn Opa, »die Namen sagen mir nichts.«

»Kein einziger?«

»Kein einziger.«

Kai lässt sich nicht bremsen.

»Das ist nicht schlimm, Opa, du wirst dich schon an sie erinnern. Wenn wir erst mal zusammen marschieren, fällt dir bestimmt alles ein.«

»Marschieren? Wohin marschieren wir denn?«

»An die Front natürlich!«

Als Opa das Wort *Front* hört, zieht sich sein Hals zusammen. Und wie sich sein Hals zusammenzieht, erklingt von draußen das Quietschen von Bremsen. Dampf wird zischend abgelassen, Stahl bewegt sich über Stahl, Türen werden aufgestoßen und jemand bläst in eine Trillerpfeife, dass es in den Ohren schmerzt.

»Ist da ein Zug eingefahren?«, fragt Opa.

»Natürlich ist da ein Zug eingefahren«, antwortet Kai. »Wie sollen wir sonst an die Front kommen?«

Er packt seinen Großvater am Arm.

»Wir müssen uns beeilen, sonst lassen sie uns zurück.«

Opa rührt sich keinen Schritt.

»Vielleicht sollten wir was anderes machen«, sagt er.

Kais Hand sinkt herab.

»Wie meinst du das?«, fragt er. »Was willst du denn *anderes* machen?«

»Ich meine ja nur, wir ...«

Opa sucht eine gute Idee, was sie anderes machen könnten.

»... wir könnten meine Eltern besuchen«, sagt er schließlich.

»Ich würde sie so gerne wiedersehen. Auch meine Schwestern. Nur für eine Minute oder so. Mir ist nicht nach Zufahren.«

Kai schüttelt den Kopf.

»Nee, Opa, das geht nicht.«

»Wieso nicht? Ich ...«

Opa schaut auf seine Hände.

»... ich bin doch viel zu jung, um an die Front zu gehen. Ich bin doch erst vierzehn.«

Kai schüttelt den Kopf.

»Nicht?«, fragt Opa erschrocken. »Wieso bin ich nicht mehr vierzehn?«

Kai hält ihm die Uhr entgegen.

»Schau mal, jetzt ist drei Jahre später«, sagt er. »Du bist siebzehn und deine Ausbildung liegt hinter dir und du bist ein echter Soldat. Deswegen kannst du nicht mehr kneifen, Opa. Die Front ruft und der Zug wartet.«

Der Großvater nickt, als würde er das verstehen, aber er will es nicht verstehen und kann nicht aufhören zu nicken. Kai hat genug davon. Er zieht an seinem Arm und ist so aufgeregt, dass sein Opa die Füße in den Boden stemmen muss, damit ihn sein Enkel nicht wegschleift.

»Warum bist du nur so aufgeregt?«, fragt er.

»Weil ich weiß, was uns erwartet«, antwortet Kai, »und weil alles, was dir passiert ist, auch mir passieren wird. Das sind die Regeln, wenn man das Gedächtnis von jemandem ist.«

»Und was ist mir passiert?«

»Der Krieg, Opa, der große Krieg.«

Dem Großvater ist unwohl. Er dachte, er würde Angst vor dem Zug haben, es ist aber nicht der Zug, den er fürchtet, es ist der Ort, an den sie der Zug bringen wird, der ihm Furcht einjagt.

»Junge, macht dir der Gedanke an Krieg keine Angst?«, fragt er.

»Angst?«

»Ja, Angst.«

Kai winkt ab.

»Natürlich habe ich Angst, aber Angst ist gut, Opa, das hast du mir immer erklärt, denn Angst treibt einen an, Angst lässt einen alles anders sehen. Und weißt du was? Ohne Angst kannst du gar nicht in den Krieg ziehen, denn nur wer Angst hat, kann kämpfen.«

»Und wofür kämpfen wir?«

»Dafür, dass keiner mehr Angst hat.«

Opa glaubt, sich verhöhrt zu haben.

»Kai, das macht keinen Sinn.«

»Wieso nicht?«

»Du sagst, wir *brauchen* die Angst, und dann wollen wir sie wieder *loswerden*?«

»So ist es, Opa.«

»Wer behauptet denn so was?«

»Der General.«

»Und wer ist der General?«

Kaum hat Opa die Frage gestellt, verstummt der Zuglärm mit einem Schlag und die Luft wird kristallklar. Schritte nähern sich und die doppelflügelige Saaltür fliegt auf und da steht der General in seiner mit Orden behangenen Uniform und einem zufriedenen Lächeln im Gesicht. Auf seinem Kopf hat er ein graues Barett, das an einen Fels erinnert, der langsam ins Meer rutscht. Die Augen des Generals sind pechschwarz.

»Keine Sorge«, sagt Kai zu Opa, »ich weiß schon, was ich sagen muss, wenn er ---«

»Stillgestanden!«

Der Befehl des Generals ist wie ein Kanonenschuss und Kai verstummt sofort. Opa macht sich ein paar Zentimeter kleiner. Auf seiner Stirn hat sich eine Falte gebildet und seine linke Hand geht auf und zu, als wüsste sie nicht, ob sie eine Faust machen

soll oder nicht. Opa versteht nicht, was hier geschieht und warum er plötzlich so wütend ist. Was auch immer seine Erinnerung vor ihm versteckt, sie versteckt es sehr gut. Kai dagegen betrachtet den General, als wäre der Mann ein lebendiges Wunder. Der General sieht genauso aus, wie ihn Opa immer beschrieben hat. Selbst die Stimme passt – der General spricht, als würde er ein Telegramm diktieren.

»Junge, wie alt bist du?«, fragt er Kai.

»Siebzehn, Herr General.«

»Was?!«

Der General lacht.

»Du siehst aus, als wärst du zehn.«

»Das scheint nur so, Herr General.«

»Siebzehn also?«

»Richtig, Herr General.«

»Weiß denn ein Siebzehnjähriger, was ihn an der Front erwartet?«

Kai muss nicht lange über die Antwort nachdenken, sie schießt aus ihm heraus, als müsste er eine Prüfung bestehen.

»Viel Leid und viel Freude, Herr General.«

»Aha. Und was will jemand wie du an der Front ausrichten?«

»Herr General, ich werde kämpfen und diesen Krieg zu einem Ende bringen.«

Der General nickt anerkennend und schüttelt gleich darauf den Kopf, was sehr merkwürdig aussieht.

»Das ist eine tapfere Einstellung, aber um ganz ehrlich zu sein, scheinst du mir recht schwächling für jemanden, der in den Krieg ziehen will.«

»Ich habe ein starkes Herz, Herr General.«

»Gut, sehr gut. Was hast du noch zu bieten?«

Auch wenn Kai nur wiederholt, was ihm Opa von seinem ersten Zusammentreffen mit dem General erzählt hat, fühlt es sich in dem Moment an, als wären es seine eigenen Worte. Und so sagt er:

»Ich kann ein Gewehr zerlegen und wieder zusammenbauen. Ich kann einen Graben ausheben, mit einer Hand eine Panzerkette auswechseln und mit der anderen eine Schusswunde verbinden. Ich kann Motorrad fahren, Trompete spielen und meine Zähne klappern so laut vor Angst, dass sich der Feind duckt, Herr General.«

»Wunderbar«, sagte der General, »ganz wunderbar.«

»Was ist daran wunderbar?«, flüstert Opa hinter Kai.

»Scht«, macht Kai.

Der General spricht weiter, als hätte er Opa nicht gehört.

»Du bist ein Soldat nach meinem Geschmack. Nur wer Angst hat, kämpft um sein Leben.«

Kai nickt. Der General sieht Opa an, als hätte er ihn eben erst bemerkt.

»Und wer ist die Bohnenstange an deiner Seite?«, fragt er.

»Das ist mein Schatten, Herr General.«

»Hat dein Schatten auch einen Namen?«

»Anton«, murmelt Opa.

»Wie bitte?!«

Der General hält sich eine Hand ans Ohr, als hätte Opa geflüstert.

»Mein Name ist Anton«, wiederholt Opa ein wenig lauter.

Der General wendet sich an Kai.

»Dein Schatten hat ja nicht die besten Manieren, Soldat, du hättest ihn zu Hause lassen sollen.«

Kai schüttelt den Kopf.

»Wo ich hingeh, geht auch mein Schatten hin, Herr General.«
Diese Worte gefallen dem General.

»Das ist anständig von dir«, sagt er, »aber Anstand reicht nicht. Loyalität ist wichtiger. Loyalität und Gehorsam. Du weißt doch, was Loyalität ist?«

»Alles, was ich bin, Herr General, und alles, was ich für andere sein kann.«

»Sehr gute Antwort, Soldat.«

Der General zückt eine Taschenuhr und wirft einen Blick darauf.

»Jetzt haben wir aber genug palavert. Die Zeit läuft uns davon.«

Er schaut wieder auf.

»Nun setz dich in Bewegung, Soldat, und steig in den Zug. Deine Kompanie wartet auf dich.«

Der General wirft einen letzten Blick auf Opa.

»Und vergiss deinen Schatten nicht«, schiebt er hinterher.

Kai salutiert, Opa salutiert mit einer Sekunde Verspätung, der Zuglärm von draußen wird lauter, der General macht auf dem Absatz kehrt und verlässt den Saal. Kai und Opa schauen aus dem Fenster auf die große Wiese. Die Soldaten sind verschwunden, nur das platt getretene Gras erinnert daran, dass die 52. Kompanie da gewesen ist.

»Das war ganz schön beeindruckend, wie du mit dem General gesprochen hast«, sagt Opa.

»Das waren nicht meine Worte, Opa, das waren deine Worte. Und jetzt ...«

Er nimmt seinen Großvater wieder an der Hand.

»... müssen wir uns beeilen.«

Dieses Mal lässt sich Opa mitziehen. Aus dem Saal in den Flur,

aus dem Flur zur Eingangstür, und als sie aus der Villa treten, stehen sie nicht unter den Ästen der Kastanie, sie stehen auf den Brettern eines Bahnhofs und der Zug erwartet sie wie ein übermüdetes Ungetüm aus Holz und Stahl.

»NUN KOMMT SCHON!«, rufen die Soldaten und winken aus den Fenstern.

»NUN SPRINGT SCHON AUF!«, rufen sie und strecken ihre Hände aus den Türen.

Kai und Opa rennen los und lassen sich in den Zug ziehen, der sich schwerfällig in Bewegung gesetzt hat. Der Bahnhof, die Villa und der Herbsttag bleiben zurück.

Doch da ist noch jemand.

Wenn wir genau hinschauen, können wir eine Gestalt erkennen, die einsam auf dem Bahnsteig steht. Sie ist barfuß und ihr Kleid berührt beinahe den Boden. In der rechten Hand hält sie ein weißes Taschentuch, mit dem sie winkt, bis der Zug nur noch ein Punkt ist, der lautlos in der Vergangenheit verschwindet.



3

Es ist eine frostige Nacht und der Mond erinnert an einen Schneeball, der in die Luft geworfen wurde und jetzt zwischen den Wolken festhängt. Ein Wolf heult, als könnte er die Einsamkeit nicht ertragen. Danach ist es wieder so still, dass man sich mit der flachen Hand auf das Ohr schlägt, weil man nicht glauben kann, dass es so still ist.

Aus dieser Stille heraus erklingt ein Rascheln.

Es kommt näher und näher.

Wer in diesem Moment die Augen weit öffnet und sich auf die Dunkelheit einlässt, kann mit ein wenig Glück erkennen, wer da angeschlichen kommt. Es sind die Soldaten der 52. Kompanie. Sie robben auf ihren Bäuchen über Stock und Stein, sie kriechen über Maulwurfshügel und durch Brennesseln. Dabei sind ihre Münders fest verschlossen, denn sie atmen nur durch die Nase, weil ihr Atem sonst in Wolken aufsteigen und ihren Standort verraten würde.

Einer der Soldaten kriecht an der Spitze. Auf dem Kopf hat er einen verbeulten Helm, der immer wieder nach vorne rutscht, und auf seinen Rücken ist ein Gewehr geschnallt. Der Soldat trägt eine Uniform, die vier Nummern zu groß ist, aber so ist das nun

mal, wenn man in den Krieg zieht – man nimmt, was man bekommt. Dieser Soldat ist kein Fremder, dieser Soldat ist niemand anderes als Kai.



Das Ziel der 52. Kompanie ist ein gewaltiger Baum inmitten der Landschaft. Der Baum ist die älteste Eiche der Welt. Seit zweitausend Jahren wächst sie an diesem Ort und ahnt nicht, dass ihr die härteste Zeit ihres langen Lebens bevorsteht. Der Baum hat eine Höhe von vierzig Metern, der Umfang seines Stammes liegt bei neun Metern. In seiner gewaltigen Krone nisten sechzehn Vogelarten, die um diese späte Stunde keinen Laut von sich geben.

Als Kai die Eiche erreicht hat, presst er sich flach ins Gras und hebt eine Hand und ballt sie zur Faust. Sofort erstarren die Soldaten hinter ihm und liegen still. Kai dreht sich um.

»Habt ihr meinen Großvater gesehen?«, flüstert er.

Die Soldaten schütteln den Kopf und geben die Frage weiter. Ein Wispern wandert durch die Reihen der Kompanie, nein, niemand weiß, wo Opa abgeblieben ist.

Kai drückt sich das Fernglas an die Augen und schaut in die Gegend. In einer Entfernung von hundert Metern erblickt er im Mondlicht das Ufer des Flusses. Er schaut nach links und rechts.

»Opa?«, sagt er halblaut. »Wo steckst du nur?«

»Hier! Hier bin ich!«

Das Rufen erklingt von weit hinten und da kommt Opa auch schon und kriecht an seinen Kameraden vorbei, die ihm ermutigend auf die Schulter klopfen. Opa robbt über Felsen und Geröll, beschwert sich über die Brennesseln und erreicht die Eiche. Seine Augenklappe funkelt schwarz im Mondlicht und der Helm ist auf seinem Kopf nach hinten geschoben.

»Wo warst du nur?«, will Kai wissen.

»Ich habe mich ausgeruht.«

»Mensch, du kannst dich doch jetzt nicht ausruhen!«

»Wieso nicht?«

»Weil wir an der Front sind.«

Opa zuckt mit den Schultern.

»Was soll ich sagen, all das Rumkriechen erschöpft mich. Ich bin doch nicht mehr der Jüngste.«

»Opa, es ist doch nur ein Jahr später. Du bist jetzt achtzehn.«

»Achtzehn? Ganz ehrlich, Junge, ich fühle mich wie hundertachtzehn.«

»Und dein Gewehr?«, fragt Kai. »Wo ist dein Gewehr?«

»Man hat mir keins gegeben«, antwortet Opa, und wie er das sagt, weicht er dem Blick seines Enkels aus. Opa hat zwar eine Menge vergessen und weiß nicht einmal, in welchem Land sie sich gerade befinden, aber er erinnert sich noch sehr gut daran, wie man lügt. Vor einigen Tagen hat ihm ein Kamerad ein Gewehr in die Hand gedrückt und Opa hat dankend abgelehnt. Er will keine Waffe. Irgendwann muss er sich geschworen haben, nie wieder ein Gewehr in die Hand zu nehmen, und an diesen Schwur erinnert sich Opa ohne Mühe. Er will eine Menge nicht. Er will auch nicht wirklich hier sein, aber das behält er für sich und das ist recht klug von ihm, denn sein Enkel ist schon ratlos genug.

Nichts ist so, wie es sich Kai vorgestellt hat, als sie diese Reise angetreten haben. Während der Zugfahrt hat Opa keinen seiner Kameraden wiedererkannt. Auch als der Zug hielt und sie mit den anderen Kompanien zum Stützpunkt marschiert sind, kam Opa nichts und niemand vertraut vor – nicht die Weidefläche mit den Zelten, nicht das Gebirge, das das Tal wie ein Mantel um-

schluss, und auch nicht die Lagebesprechung oder die Worte, die der General an die über dreitausend Soldaten gerichtet hatte. Opa fühlte sich die ganze Zeit wie ein Fremder unter Leuten, die ihn alle kannten.

Kai hat sich das alles viel einfacher vorgestellt. Er dachte, er spaziert mit seinem Großvater ein wenig in der Vergangenheit herum und dabei öffnen sich in Opas Kopf mit einem Schlag alle Türen und Fenster, als wäre seine Erinnerung ein Haus, das nur durchgelüftet werden muss, und alles ist wieder gut.

Dann ist da noch der Zeitdruck.

Wann immer Kai auf die Uhr schaut, tickt sich eine Sekunde nach der anderen weg, aber das sollte Opa lieber nicht erfahren. Nein, es ist wirklich nichts so, wie es sich Kai vorgestellt hat. Da hilft es auch kein bisschen, an der Spitze der Kompanie zu sein und seinem Großvater alles erklären zu müssen.

»Junge, was tun wir hier?«, fragt Opa.

»Wir sind die Späher.«

»Und was spähen wir aus?«

Kai reicht ihm das Fernglas, Opa drückt es an sein Auge und sieht hundert Meter entfernt eine Brücke, die über einen breiten Fluss führt. Auf der anderen Uferseite erblickt er mehrere Reihen von Schützengräben, aus denen die Gewehrläufe des Feindes herausragen. Er senkt das Fernglas und schüttelt den Kopf.

»Das sieht nicht gut aus.«

»Es ist egal, wie es aussieht, Opa, wir haben es bis hierher geschafft, nur das zählt.«

»Seit wann sind wir denn unterwegs?«

»Seit sechs Wochen.«

»Und wo genau sind wir hier?«

Kai zieht eine Karte aus seiner Uniform und breitet sie aus.

»Vor sechs Wochen waren wir hier«, sagt er und zeigt, »und jetzt ...«

Er tippt auf einen Punkt nahe an einem Fluss.

»... sind wir hier.«

Opa liest den Namen des Flusses, er folgt Kais Finger zu der Stelle, von der aus sie aufgebrochen sind, dann lacht er und fragt, ob das ein Witz sein soll.

»Kai, das sind nur vier Kilometer.«

»Ich weiß.«

»Vier Kilometer in sechs Wochen!?!«

»Scht, nicht so laut, Opa.«

»Sind wir etwa die ganze Zeit gekrochen?«

»Und ein wenig gerobbt.«

»Aber wieso das?«

»Wieso was?«

»Wieso sind wir nicht normal marschiert?«

»Weil man das im Krieg so macht, Opa, das hast du mir erklärt. Wenn man den Feind überraschen will, schleicht man sich an. Damals seid ihr so viel geschlichen, dass ihr alle zehn Tage eine neue Hose anziehen musstet, weil die Knie durchgeschubbert waren.«

Opa kneift sein Gesicht zusammen, als hätte er schon lange nicht mehr so einen Blödsinn gehört. Er schaut nach hinten, wo seine Kameraden im Gras liegend warten. Und wie er so schaut, flattert der Hauch einer Erinnerung durch seinen Körper. Plötzlich bildet sich ein Knoten in Opas Magen.

»Kai, wie viel Männer sind wir?«

»Hundertzwanzig.«

»Hundertzwanzig?! Und worauf warten wir?«

»Auf das Signal.«

»Und dann?«

»Dann stürmen wir vor.«

Und wie Kai das sagt, muss er plötzlich kichern.

»Was ist daran so witzig?«, fragt Opa.

»Ich warte schon so lange darauf, dass ich vor Freude tanzen könnte«, antwortet Kai. »Der Feind wird sich in die Hosen kacken, wenn er uns sieht, Opa, der kackt sich einfach ein.«

Der Großvater kann nicht mitkichern. Er probiert es mit einem Lächeln. Es sieht aus, als hätte er Zahnschmerzen.

»Glaubst du mir etwa nicht?«, fragt Kai.

»Junge, ich glaube dir.«

»Aber?«

»Aber ich habe ein komisches Gefühl.«

»Was für ein Gefühl?«

Opa reibt sich die Stirn.

»Es ist ein Gefühl, als hätte ich das alles schon mal erlebt.«

»Mensch, Opa!«

Kai stößt ihn mit der Schulter an

»Das *hast* du doch auch erlebt.«

»Habe ich?«

»Das ist ein gutes Zeichen.«

»Wieso soll das ein gutes Zeichen sein?«

»Es bedeutet, dass du dich erinnerst, und nur deswegen sind wir doch hier.«

»Ich weiß nicht, ob das wirklich so gut ist, Kai.«

»Opa, es ist das Beste vom Besten.«

»Wie kannst du das sagen?«, will Opa wissen. »Wir kriechen hier seit sechs Wochen durch die Gegend. Wenn das meine Erinnerung ist, dann ist sie ganz schön langweilig.«

Kai muss zugeben, dass es bisher nicht wirklich spannend ge-

wesen ist. Er hat ein wenig mehr Kämpfe erwartet und fragt sich, wann die Armbrüste zum Einsatz kommen. *Bestimmt passiert das später*, denkt er und sagt:

»Bald ist die Langeweile vorbei.«

»Und wann genau soll das sein?«

»Sobald sich der Feind umdreht und wegrennt.«

»Und was ist, wenn er nicht wegrennt?«

»Dann rücken wir näher.«

»Und was tun wir, wenn der Feind auch näher rückt?«

Kai zuckt mit den Schultern, Opas Fragen machen ihn langsam nervös.

»Ich ... ich weiß nicht, ich denke, dann treffen wir aufeinander«, antwortet er.

»Und dann?«

»Na, dann knallt es.«

»Oje.«

»Aber keine Sorge, wir sind stärker.«

»Wieso sind wir stärker?«

»Mensch, Opa, frag doch nicht so viel!«

Aber der Großvater beharrt auf einer Antwort.

»Kai, warum sind wir stärker?«

»Weil wir ... na ja, weil wir recht haben. Und wer recht hat, ist immer der Stärkere.«

»Ich denke, das stimmt nicht.«

»Aber genau das hast du immer gesagt.«

»Habe ich?«

»Natürlich. Und du hast auch gesagt, dass nur ein Sieger wie ein Sieger denkt.«

»Kai, darf ich mal ehrlich sein?«

»Klar, Opa.«

»Ich fühle mich nicht wie ein Sieger. Ich fühle mich wie ein Opa, der mit seinem Enkel unter der ältesten Eiche der Welt liegt und sich davor fürchtet, was als Nächstes geschehen wird.«

Der Enkel legt eine Hand auf den Arm seines Großvaters.

»Opa, du musst dich doch nicht fürchten.«

»Wieso nicht?«

»Weil das hier deine Erinnerung ist.«

»Und was heißt das?«

»Das heißt, es ist schon alles geschehen und nichts Schlimmes kann mehr passieren.«

Opa schaut zu der Brücke, die ohne das Fernglas nur ein flimmernder Fleck in der Landschaft ist. Er weiß nicht, was er dazu sagen soll. *Nichts Schlimmes kann mehr passieren*, wiederholt er Kais Worte in seinen Gedanken und weiß, dass es eine Lüge ist.



Es gibt immer schlimme Momente in einer Geschichte, in denen man lieber wegschaut – wenn jemand einen Fehler macht, wenn sich jemand falsch entscheidet oder über eine Brücke läuft, und dann kracht das Ding zusammen. Solche Momente sind wahr und wirklich, denn sie sind aus dem Leben gegriffen und man kann ihnen nicht aus dem Weg gehen, weil das Leben unberechenbar ist. Da hilft es auch wenig, alle Vorhänge zu schließen und nicht mehr vor die Tür zu treten.

In dieser Geschichte wird es drei solcher schlimmen Momente geben.

Der erste Moment steht schon in den Startlöchern und ist schlimm genug, der zweite wird schlimmer sein und der letzte ein furchtbarer Albtraum, der erst dann verschwindet, wenn man das Licht einschaltet und unter das Bett schaut.

Deswegen seid jetzt schon mal vorgewarnt.

Natürlich könnt ihr wegsehen oder weghören, das steht euch frei, aber was auch passiert, es passiert. Wir können nur hoffen, dass die Brücke hält und unsere Helden mit heiler Haut auf die andere Seite kommen.

Oder wir könnten es wie Kais Großvater machen und mal so eben müde werden.



Opa kramt in seinem Kopf, und wie er versucht, an seine Erinnerung heranzukommen, überkommt ihn eine unfassbare Schwere. Als hätte jeder Gedanke ein Gewicht von fünfzehn Kilogramm. Opa mag diese Schwere überhaupt nicht, also verschränkt er die Arme vor sich auf dem Boden und legt den Kopf darauf.

»He, Opa, was tust du da?«

»Ich will mich nicht mehr erinnern, Kai.«

»Du kannst jetzt aber nicht schlafen.«

»Nur eine Minute.«

»Mensch, Opa, was ist, wenn das Signal zum Angriff erklingt?«

»Dann weckst du mich auf.«

Und so schließt Opa seine Augen.



Kai kann es nicht glauben. Er betrachtet seinen schlafenden Großvater und kann es noch immer nicht glauben – sie befinden sich unter der ältesten Eiche der Welt, um sie herum herrscht Krieg und einer von ihnen macht ein Nickerchen.

Und der erste schlimme Moment dieser Geschichte rückt lautlos näher.

Vielleicht vergeht eine Minute, vielleicht ist es eine Woche, auf

jeden Fall hebt Kai das Fernglas an seine Augen und schaut zum Ufer hinüber. Er ist ungeduldig, er will in den Kampf ziehen und ein Sieger sein, dem man auf die Schulter klopf und den man mit Orden bewirft. Im Gegensatz zu seinem Großvater weiß Kai ganz genau, was gleich passieren wird. Er hat immer gut zugehört, er kennt Opas Vergangenheit besser als seine eigene. Jedes Detail ist ihm vertraut. Und so wartet er und lauscht auf das Signal und schreckt zusammen, als stattdessen ein Klingeln zu hören ist.

Kai senkt das Fernglas und schaut sich um.

Es klingelt ein zweites Mal.

Kai beugt sich rüber, greift in die Brusttasche von Opas Uniform und holt das Handy raus. Er sieht auf dem Display, wer anruft. Ehe das Handy ein drittes Mal klingelt, setzt Kai den Helm ab und nimmt den Anruf entgegen. Das Handy fühlt sich eiskalt an seinem Ohr an.

»Mensch, ich bin doch im Krieg!«, rutscht es ihm raus.

»Was?! Hallo? Papa?«

»Nee, Mama, ich bin es.«

»Kai, wo ist dein Großvater?«

»Er ... er macht ein Nickerchen.«

»Ausgerechnet jetzt?«

Kai schaut zu seinem schlafenden Opa, der leise vor sich hin schnarcht.

»Das habe ich auch zu ihm gesagt, aber er war unglaublich müde.«

»Weck ihn auf.«

»Das geht nicht.«

»Wieso nicht?«

»Ich will ihn nicht stören.«

Ein Moment des Schweigens hängt in der Luft. Er hat die Grö-

ße einer Kastanie, die sich von einem Ast löst und zu Boden fällt. Kai wünscht sich, seine Mutter würde keine Fragen mehr stellen. Er kann den Zeitdruck spüren, wie er an seinem Rücken kratzt und beachtet werden will.

»Kai, du klingst traurig«, sagt seine Mutter.

»Ich bin auch traurig, Mama.«

»Warum das?«

»Ich will nicht, dass Opa geht.«

»Du weißt, dass es das Beste für ihn ist.«

»Sagst du.«

»Sagt auch dein Opa.«

Kai schielt zu seinem Großvater.

»Vielleicht überlegt er es sich ja anders.«

»Nein, das denke ich nicht«, sagt seine Mutter bestimmt.

Kai kneift die Augen zusammen. Er kann es nicht ertragen, wenn ihm immerzu widersprochen wird. Er will mindestens einmal am Tag recht haben. Seine Mutter weiß das und widerspricht ihm aus Prinzip.

»Aber ich kann doch hoffen«, sagt Kai.

»Natürlich kannst du hoffen, es ändert aber nichts an der Tatsache.«

»Mama, das ist traurig.«

»Es mag traurig sein, es ist aber das, was sich dein Großvater wünscht.«

Kai schweigt, er schweigt das erste Mal in dieser Geschichte ganz bewusst und stur und wünscht sich, er müsste nie wieder was sagen.

»Es hilft nichts, wenn du einfach so schweigst«, sagt seine Mutter.

»Ich weiß«, sagt Kai halblaut.

»Gut, dass wir uns verstehen.«

»Mama, warum hast du angerufen?«

»Ich wollte nur Bescheid sagen, dass ich mich in einer Stunde auf den Weg mache.«

»Was?!«

Kai blickt sich erschrocken um, als würde er erwarten, dass seine Mutter aus der Dunkelheit auf ihn zugerobbt kommt.

»Wieso schon in einer Stunde?«

»Weil das so ausgemacht war.«

»Aber ---«

»Kein *aber* mehr«, unterbricht ihn seine Mutter. »Kümmere dich bitte darum, dass dein Großvater bereit ist, wenn ich komme.«

Es klackt in der Leitung.

Kai starrt auf das Display und hat große Lust, ein Loch zu graben und das Handy darin verschwinden zu lassen.

»Wer war das?«

Opa ist wach und sieht ihn an.

»Ach, jetzt bist du also wieder wach!«

»Ich habe doch nur ein Nickerchen gemacht.«

»Und was ist das, bitte schön?«

Kai hält ihm das Handy entgegen.

»Ein Handy?«, sagt Opa vorsichtig, als wäre er sich nicht sicher, ob es wirklich ein Handy ist.

»Nee, nicht *ein* Handy, Opa. Es ist *dein* Handy.«

»Oh.«

»Du hast ernsthaft dein Handy mitgenommen!«

Opa versteht nicht, was das Problem ist.

»Ich versteh nicht, was das Problem ist. Ich habe mein Handy immer dabei.«

»Aber wir sind doch an der Front, Opa«, regt sich Kai auf. »Da nimmt man doch kein Handy mit! Wo gibt es denn so was? Außerdem hat es vor zweiundachtzig Jahren noch keine Handys gegeben. Stell dir vor, man erwischt uns mit dem Ding. Wie willst du das erklären?«

»Wir sagen einfach, wir kommen aus der Zukunft.«

»Nee, Opa, das darfst du nicht sagen. Wir ...«

Eine Trompete unterbricht Kai. Opa legt den Kopf schräg.

»Das Signal habe ich schon einmal gehört«, sagt er.

»Natürlich hast du es schon mal gehört«, fährt Kai seinen Großvater an und bereut sofort, so ungeduldig mit ihm zu sein, also fügt er mit normaler Stimme hinzu: »Wir stürmen jetzt die Brücke, Opa, wir pusten den Feind weg und erobern das andere Ufer!«

Opa wackelt zweifelnd mit dem Kopf.

»Ich weiß ja nicht«, sagt er und atmet schwer aus.

»Was weißt du nicht?!«

»Vielleicht ist es keine gute Idee.«

»Opa, was redest du da?«

»Sie werden auf uns schießen, Kai.«

»Natürlich werden sie auf uns schießen, doch das ist nicht schlimm.«

»Nicht?«

»Schau mal nach hinten.«

Opa schaut nach hinten.

»Da wartet deine gesamte Kompanie«, spricht Kai weiter, »das sind hundertzwanzig Soldaten und sie alle sind Helden, Opa. Auf die kann man schießen, wie man will, das juckt die nicht, weil Helden unverwundbar sind. Und wir beide führen diese Helden an, stell dir das mal vor! Da können wir doch nicht mal so eben

kneifen. Erinner dich mal lieber daran, wie spannend das alles war.«

Opa gibt sich Mühe, aber da ist nur ein dichter Nebel und ein trüber Nieselregen in seinem Kopf, da ist keine einzige Heldengeschichte, die erinnert werden will.

»Ich versuche es ja«, sagt er, »aber ...«

Die Trompete erklingt ein zweites Mal. Ihr Klang ist jetzt so aufgereggt wie Kai selbst. Er kann sich nicht mehr zurückhalten, steckt das Handy ein und setzt sich den Helm wieder auf.

»Opa, ich kann nicht mehr warten.«

Kai kommt auf die Beine und lässt das Gewehr von seinem Rücken rutschen. Er packt es mit beiden Händen, hält es in die Luft und ruft laut:

»Vorwärts!«

Auf seinen Befehl hin springt die gesamte Kompanie auf. Sie haben die Gewehre im Anschlag und die Mündungen zu schmalen Strichen zusammengekniffen, so stürmen sie an der ältesten Eiche der Welt vorbei und kommen nicht weit, denn schon nach wenigen Metern frieren sie mitten in der Bewegung ein und starren auf das Feuerwerk, das auf der anderen Uferseite hochgeht.

Leider ist es nicht wirklich ein Feuerwerk.

Es sind die Gewehre des Feindes, die auf die 52. Kompanie feuern. Das grelle Blitzen der Schüsse erhellt die Dunkelheit, dann verlöscht das Feuerwerk und die Kugeln schlagen ein. Sie reißen tiefe Wunden in die älteste Eiche der Welt, sie zerfetzen Äste und reißen das Laub herunter und mit dem Laub stürzt auch die Hälfte von Opas Kompanie zu Boden, als hätte sie ein Axthieb gefällt – die andere Hälfte der Kompanie macht erschrocken auf dem Absatz kehrt.

Kai hört die Schüsse und die Schreie.

Sein Herz setzt zwei Schläge aus.

Es ist gerade mal eine Handvoll Sekunden vergangen, seitdem er sein Gewehr in die Luft gestreckt hat.

Kai dreht sich um und bereut es sofort. Er will die Augen zukneifen, aber wie ich schon sagte, man kann Augen und Ohren schließen, aber was passiert, passiert. Ob man hinschaut oder nicht.

Um Kai herum liegt die Hälfte der Kompanie tot auf der Erde und der Rest ist in die Richtung verschwunden, aus der sie gekommen sind. Nichts macht mehr Sinn und der erste schlimme Moment dieser Geschichte hat Kai wie ein Panzer überrollt.

»Was tut ihr?!«, ruft er den Soldaten hinterher. »Wartet! Wir müssen doch das Ufer erobern!«

Niemand hört auf ihn und so bleibt Kai mit den toten Soldaten zurück und fühlt sich, als wäre er vollkommen allein auf dieser Welt. Er ist nicht allein. Sein Großvater liegt noch immer unter der wuchtigen Krone der Eiche und hat den Kopf mit den Händen bedeckt.

Die Schüsse verstummen, die Gewehre werden nachgeladen, irgendwo explodiert eine Bombe donnernd und Befehle werden gerufen. Kai interessiert das alles nicht. Er starrt auf die toten Kameraden seines Großvaters und begreift einfach nicht, wieso der Rest der 52. Kompanie davongerannt ist.

»Wo wollt ihr nur hin?!«, ruft er ihnen ein letztes Mal kläglich hinterher. »So ist es nicht richtig!«

»So ist es schon richtig«, hört er seinen Großvater sagen.

»Was heißt denn das schon wieder?«, fragt Kai zurück.

Er klingt giftig, er klingt wütend, er klingt wie jemand, der alles verloren hat.

Opa hat die Hände vom Kopf genommen und sich aufgesetzt.

»Das heißt, ich erinnere mich ein wenig«, sagt er, »und ich ---«
»Dann erinnerst du dich falsch«, fährt ihm Kai über den Mund.
»Warum sagst du das?«

»Weil ich dein Gedächtnis bin und dein Gedächtnis *weiß* genau, was passiert ist: Ihr habt das Ufer gestürmt, alle zusammen, und kein Einziger ist gestorben und kein Einziger ist davongearannt. Dann habt ihr den Feind entwaffnet. Ihr hattet so viele Gefangene, dass ihr sie nicht zählen konntet. Und nicht einer ...«

Kai hebt einen Finger in die Luft, wie es sein Großvater immer getan hat, wenn er von dem Angriff erzählte.

»... nicht einer deiner Männer ist gefallen. Keiner einziger, hörst du, Opa?«

»Ich höre dich, aber sieh dich doch mal um. Vielleicht habe ich ja übertrieben.«

»Wie übertrieben?!«

Opa steht auf und wischt sich den Dreck von seiner Uniform. Es ist ein sehr eigenes Bild, das wir jetzt zu sehen bekommen – Großvater und Enkel stehen sich gegenüber wie zwei Boxer, die nicht mehr boxen wollen. Ein verirrter Schuss jault an ihnen vorbei und schlägt mit einem dumpfen Laut in den Eichenstamm ein, Borke fliegt in ihre Gesichter, dann explodiert dreißig Meter entfernt eine Handgranate und ein Schauer aus Erdkrümeln regnet auf sie herab.

Kai und Opa ducken sich.

Der Großvater legt automatisch einen Arm um seinen Enkel, der sich fest an seine Seite drückt. Beide haben die Augen zugekniffen, und als sie wieder blinzeln, hat sich alles verändert: Erdkrümel schweben in der Luft, fallen aber nicht herab. Die Patronen sind im Flug wie erstarrt und erinnern an glänzende Käfer. Von einem Moment zum anderen ist der Krieg eingefroren und

alles ist erstarrt. Opa pflückt verwundert einen Erdkrümel aus der Luft.

»Wie hast du das gemacht?«, fragt er verwundert.

»Das ist alles nicht echt, Opa, siehst du das nicht?«

»Ich verstehe nicht.«

»Es ist nur deine Erinnerung und die ist schon mal gewesen.«

»Wenn du dich da mal nicht täuschst. Junge, wenn das meine Erinnerung ist, dann ist sie echt, und du kannst sie nicht mal so eben verändern, indem du die Zeit einfrierst.«

»Ich kann es zumindest versuchen.«

»Aber wozu?«

»Weil ich will, dass du mir erklärst, was eben passiert ist.«

Opa seufzt, er ist der Antwort lange genug ausgewichen.

»Als wir das Ufer stürmen wollten, ist genau das geschehen, was du erlebt hast«, sagt er. »Die Hälfte meiner Männer ist bei dem Angriff gefallen.«

Kai tritt einen Schritt von seinem Großvater weg.

»Was?! Aber, Opa, das ...«

Kai beginnt zu stammeln.

»... das ist doch ... das ist doch nicht wirklich passiert.«

»Doch, Kai. Der Rest der Kompanie ist davongerannt und hat mich im Stich gelassen. Genau wie du habe ich ihnen hinterhergerufen, aber du hast ja gesehen, sie sind nicht umgekehrt.«

»Aber, Opa, einen Helden lässt man doch nicht im Stich!«

»Wahrscheinlich war ich nicht Held genug, sonst wäre das hier nie passiert.«

Kai ist vollkommen geplättet. Er fühlt sich, als hätte ihm die Erinnerung einen nassen Lappen ins Gesicht geklatscht. Er will seinem Großvater widersprechen, doch der erste schlimme Moment dieser Geschichte schwebt wie eine faulige Wolke um ihn herum

und Kai steht mittendrin und kann die Augen nicht vor der Wahrheit verschließen. Er fragt sich, was er jetzt noch glauben soll. Er bringt kein Wort hervor. Er kann seinem Großvater nicht einmal in die Augen schauen. Also starrt er auf das Gewehr in seiner Hand und spürt das Fernglas um seinen Hals wie einen tonnenschweren Mühlstein. Als Kai wieder aufschaut, hat er nur eine Frage.

»Und du?«

»Was ich?«

»Was hast du getan?«

Der Enkel und sein Großvater stehen neben der ältesten Eiche der Welt, der Krieg ist auf Pause und der Großvater sagt dem Enkel die Wahrheit.

»Ich habe mich nicht von der Stelle gerührt. Ich konnte nicht einmal wegrennen.«

»Natürlich bist du *nicht* weggerannt.«

»Was ist daran natürlich?«

»Du hast dich dem Feind gestellt, Opa.«

Opa schweigt. Kais Stimme wird kleinlaut.

»Du hast dich doch dem Feind gestellt, oder?«

Opa hebt erneut die Schultern.

»Junge, es waren so viele.«

Kai schaut zu den feindlichen Soldaten, die über die Brücke stürmen. Er schätzt, es sind mehr als zweihundert Männer. Sie alle sind mitten in der Bewegung erstarrt.

»Was sollte ich denn alleine gegen sie ausrichten?«, fragt Opa.

»Aber du hast doch geschossen?«

Opa schüttelt den Kopf.

Kai klingt verzweifelt.